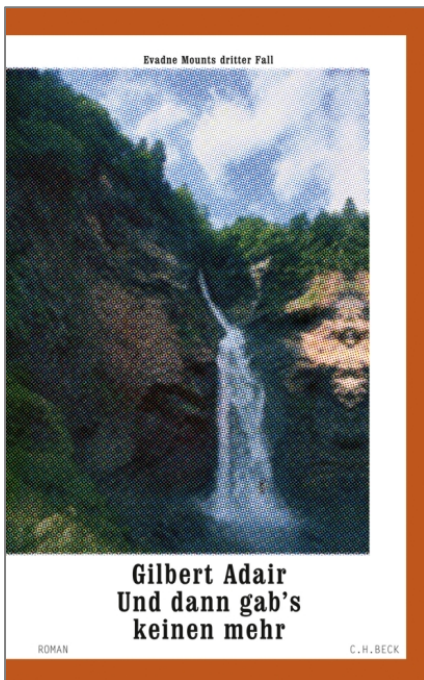


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Gilbert Adair**  
**Und dann gab's keinen mehr**  
Evadne Mounts dritter Fall

Aus dem Englischen von Jochen Schimmang  
272 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57692-8

## Erstes Kapitel

Der Anruf, der alles verändern sollte, erreichte mich an einem nebligen Montagvormittag Anfang September auf dem Heimweg mit dem 11.03-Uhr-Zug von Moreton-in-Marsh Richtung London-Paddington. Im Dezember davor hatte ich ein hübsches Wochenend-Cottage in dem Dörfchen Blockley in Gloucestershire gemietet. Es hieß Waterside und lag eingezwängt zwischen dem Wohnhaus meiner Vermieterin und einem springlebendigen kleinen Fluß – wenn auch offenkundig ohne Fische darin –, bei dem man sich darauf verlassen konnte, daß er bei jedem stärkeren Regenguß über seine kümmerlichen Ufer treten würde. Gewöhnlich fuhr ich am Freitagnachmittag nach Moreton – und zwar, für mich ein glückliches Geschenk des Zufalls, mit dem 16.50 ab Paddington (doch, wirklich!) – und drei Tage später zurück. Mein Zug hatte in beide Richtungen unvermeidlich Verspätung<sup>1</sup>, aber nur selten so beträchtlich, daß ich in ernsthafte Schwierigkeiten geriet.

Ich saß also ganz gemütlich in meinem Erste-Klasse-Abteil und las, mit dem Gedanken an eine mögliche Kritik für den *Spectator* im Hinterkopf, den dicken, glänzend geschriebenen Roman eines Autors aus der neuen Riege der amerikanischen

---

1 Seit Mussolini für die Pünktlichkeit von Zügen gesorgt hat, tut man in Großbritannien so, als habe ein gut funktionierendes Eisenbahnsystem faschistische Züge.

*Wunderkinder*, die zweifellos vor Talent beinahe platzen (ich würde lügen, wenn ich das bestreiten wollte), die aber gleichzeitig so verdammt überzeugt von sich sind – der Titel des Romans, *Die Theorie der Darmspülung*, sagt eigentlich schon alles, was man über das Buch wissen muß. Da mir schon klar war, daß ich das Buch sofort nach Ablieferung meiner Kritik entsorgen würde, war ich gerade dabei, ein paar griesgrämige Bemerkungen an die Seitenränder zu kritzeln, als in Oxford ein reichlich auffälliger Fahrgast mein beinahe leeres Abteil betrat. Er verharrte eine Minute lang in der Schiebetür, als suche er nach einem freundlichen oder einfach nur vertrauten Gesicht, dann setzte er sich aus Gründen, die nur er kennen konnte, auf den Platz direkt mir gegenüber.

Solange wir in Oxford hielten, empfand ich einen merkwürdigen Zwang, meinen Blick starr auf den Text vor mir gerichtet zu halten, und verbot es mir während dieser Zeit sogar, meine brennende Nase mit der dritten der vier Papierservietten, die ich zu dem Zweck nach einer Tasse schlammigen Kaffees aus dem Bordbistro hatte mitgehen lassen, abzutupfen – ich erholte mich gerade von einer langwierigen Erkältung. (Die beiden ersten mißbrauchten Servietten hatte ich in den klammen Tiefen meiner Jackentasche verstaut.) Schließlich rollte der Zug langsam aus dem Bahnhof, eine affektierte indische Stimme aus dem Lautsprecher wies die neuen Fahrgäste auf die Sandwiches, das Gebäck und die kleinen Erfrischungen in dem schon erwähnten Bordbistro hin, und selbst wenn ich meiner Erinnerung nach nicht das Gefühl hatte, von einem unsichtbaren Spitzel beobachtet zu werden – ein Gefühl, zu dem ich sonst stark neige –, konnte ich mich doch nicht länger zurückhalten, über den Rand des

Buches, das dick und teigig wie ein Vollkornbrot in meinen Händen lag, einen kurzen Blick auf meinen Mitreisenden zu werfen.

Ich wurde bespitzelt. Mit einem unbehaglichen Gefühl registrierte ich, daß der Mann, der mir gegenüber saß, eine bleiche Gesichtsfarbe und einen weißen Haarschopf hatte, eine unappetitlich aussehende schwarze Augenklappe trug, die ihm das abgeschmackte Charisma des Bösewichts in einem Kasperletheater verlieh, und daß sein unbedecktes rechtes Auge mich direkt anstarrte. Da ich in heiklen Situationen keineswegs ein Angsthase bin, begann ich sofort bis zur Unverschämtheit zurückzustarren. Dabei bemerkte ich, wie ich meinen ersten Eindruck relativierte. Wenn man ihn genauer ansah, war er äußerlich weniger auffällig, als die obige Beschreibung glauben macht. Seine Gesichtsfarbe war von der wind- und wettergegerbten Art, die man in England ›rötlich‹ nennt, sein Haar hatte, wenn auch ziemlich unordentlich, doch vor kurzem Kontakt mit einem Kamm gehabt, und seine Augenklappe war einfach nur eine Augenklappe. Da er außerdem einen Dreiteiler aus grobem Stoff mit übergroßen Hosenaufschlägen und kompliziert geschnürten Wanderstiefeln trug, sah ich in ihm schließlich einen unkonventionellen Oxfordprofessor für alte Sprachen, von dem ich aus dem Stand heraus allerdings nicht hätte sagen können, ob er von seinen etwa acht oder zehn Studenten eher verehrt oder gefürchtet wurde.

Das alles änderte nichts an der Tatsache, daß er mich immer noch anstarrte. Er hatte anscheinend nichts zu lesen bei sich: keine wettergegerbte Lederaktentasche mit Papieren darin, die er während der Fahrt studieren oder mit Unter-

streichungen versehen konnte. Kurz gesagt, er hatte nichts anderes zu tun, als mich anzustarren. Was er auch weiterhin tat, bis zu dem Punkt, da es nicht mehr komisch war. Erkannte er mich? Wohl kaum. Einer der Vorteile, wenn man ein nur halb berühmter Schriftsteller ist, dachte ich grimmig, ist die Tatsache, daß man unerkannt öffentliche Verkehrsmittel benutzen kann. Nein, nicht grimmig. Keine abgedroschenen Originalideen, bitte. Ich dachte es einfach nur. Verwechselte er mich mit David Hockney, mit dem ich eine flüchtige Ähnlichkeit habe (blondes Haar, markante Hornbrille?). Da ich wußte, daß ich unser Pingpong der Blicke nicht mehr lange durchhalten würde, mußte bald etwas passieren.

Plötzlich begann in derselben Jackentasche, in die ich die durchtränkten Serviettenkugeln gestopft hatte, mein Handy zu klingeln, das auszuschalten ich vergessen hatte, und zwar so laut, daß wir beide augenblicklich aus dem Konzept gerieten. Jetzt starrte er nicht mehr, jetzt funkelte er mich wütend an, irritierender, als wenn er es mit zwei Augen getan hätte. (Auch in der Welt der Sehenden ist der Einäugige irgendwie immer noch König.) Alles wurde noch beschämender dadurch, daß unser Abteil die einzige Ruhezone im Zug bildete, in der der Gebrauch von Handys untersagt war – aus genau dem Grund hatte ich es ausgesucht –, und der Klingelton meines Telefons Tschaikowskys an Walt Disney erinnernder «Blumenwalzer» war.

Unter seinem finsternen Blick zog ich das elegante, hassenswerte und unverzichtbare kleine Ding aus der Tasche, klappte es auf und hielt es ans Ohr.

«Hallo?» flüsterte ich.

Es war meine Agentin, Carole Blake – Carole, die, genau betrachtet, für mich arbeitete und fünfzehn Prozent meiner Tantiemen einsteckte, vor der ich mich aber nach so vielen Jahren, seitdem ich mich für die Agentur entschieden hatte, immer noch ein bißchen fürchtete.

«Ah, Carole», sagte ich, «hör mal, kann ich dich zurückrufen, wenn ich wieder zu Hause bin? Ich sitze gerade im Zug und darf eigentlich wirklich keine Anrufe machen. Oder entgegennehmen.»

Aber es war einer dieser Anrufe, die keinen Aufschub duldeten. Am nächsten Tag flog sie geschäftlich nach New York und brauchte deshalb eine sofortige Entscheidung.

Was sie mir mitzuteilen hatte, war dies: Um den zwanzigsten Geburtstag des Sherlock-Holmes-Museums zu begehen, das 1991 eröffnet worden war, hatte das schweizerische Städtchen Meiringen im Herzen des Berner Oberlands, dessen touristischer Anziehungspunkt die Nähe zu den Reichenbachfällen war (an denen der arme Conan Doyle in dem sehnlichen Wunsch, endlich ein für alle Male diesen klobigen Klotz am Bein loszuwerden, Holmes in unlösbarer Umklammerung mit seinem Erzfeind Moriarty in den Tod stürzen läßt, und zwar in einer Geschichte mit dem Titel *Das letzte Problem* – wie sich herausstellen sollte, ein etwas voreiliger Titel), das erste Sherlock-Holmes-Festival organisiert und gelehrte Sherlockianer aus aller Welt eingeladen. Da mein jüngster belletristischer Titel *The Unpublished Case-Book of Sherlock Holmes* hieß und da mein deutscher Lektor, Martin Hielscher<sup>1</sup>, in letzter Minute auf den Gedanken gekommen war, daß meine An-

---

1 beim Verlag C. H. Beck in München

wesenheit auf einem solchen Festival für den erfolgreichen Start des Buches überaus wichtig sein könnte, bat sie mich, in drei Tagen in die Schweiz zu fliegen, es sei bereits alles arrangiert und bezahlt.

Normalerweise hätte ich auf der Stelle abgelehnt. Ich habe nicht nur eine Abneigung gegen Reisen auf den Kontinent oder in noch größere Fernen entwickelt, weniger aus Angst vorm Fliegen als vor Flughäfen, sondern ich gehe auch allen Messen, Festivals und literarischen Veranstaltungen aus dem Weg. Selbst dem unnachgiebigen Drängen von Carole allein hätte ich wenigstens eine Weile herumdrucksend widerstanden, bevor ich am Ende zweifellos klein beigegeben hätte. Aber jetzt mußte ich mit einem Zyklopen kämpfen und dazu noch mit meiner Erkältung.

«Also, Carole, ich weiß nicht», flüsterte ich, hielt dabei das Handy in der linken Hand und legte die rechte über meinen Mund, als müßte ich gleich aufstoßen. «Ich meine, ich spule da mein kleines 45-Minuten-Pensum ab, und dann? Das scheint mir den ganzen Aufwand nicht wert. Außerdem habe ich mir eine böse Erkältung eingefangen, wie du vielleicht hörst.»

«Gilbert», sagte Carole, die mir gegenüber den Vorteil genoß, daß sie nicht die Stimme senken mußte, «wenn Martin – Martin, der wirklich hinter dir steht – glaubt, daß deine Anwesenheit den Verkauf mächtig ankurbeln wird, kannst du wohl so selbstlos sein und ein bißchen Mühe und Theater auf dich nehmen.»

Dann kam das Totschlagargument, dem kein Schriftsteller jemals widerstanden hat.

«Oder willst du deine Bücher nicht verkaufen?»

Ohne etwas zu sagen, klopfte der Bösewicht mit den enorm wulstigen und behaarten Fingerknöcheln seiner rechten Hand gegen das scheppernde Fenster und zeigte auf das Symbol mit dem durchgekreuzten Handy an der Scheibe. Ich nickte ihm verzweifelt zu und fragte Carole, ob ich noch ein paar Stunden Zeit hätte, um mich zu entscheiden, bekam ein klares Nein zu hören und willigte schließlich resignierend ein.

«Gut, in Gottes Namen. Sag ihnen, sie sollen alles vorbereiten.»

Ich fügte ein kaum hörbares «bye» hinzu, klappte das Handy zu, machte eine stumme Entschuldigungsgeste in Richtung meines noch immer unbesänftigten *vis-à-vis* (in dem Moment, als wir in Paddington ankamen, verschwand er aus meinem Leben ebenso, wie er aus diesen Aufzeichnungen verschwindet, und hinterläßt in beidem so wenig Spuren wie eine zerplatzte Seifenblase) und verkroch mich hinter *Die Theorie der Darmspülung*, während der Zug ruhig und sicher wie ein Skalpell durch die Landschaft zwischen Oxford und London schnitt.